Death Valley und seine Bewohner.

Vielleicht eine der ödesten und trostlosesten Landstriche ist die tiefe Einsenkung, welche mitten in der großen Mojave-Wüste genau zwischen dem südlichen Californien und Nevada belegen ist, und welche den bezeichnenden Namen „Death Valley" führt. Begrenzt wird dieser Landstrich auf einer Seite durch die Bergkette der Funeral Mountains, welche zu einer Höhe von 6000 Fuß mit schwindelerregender Steilheit fast unmittelbar aus der Ebene emporsteigen, und auf der andern Seite durch die kahlen und öden Felsgipfel der Panamint-Kette, welche sogar eine durchschnittliche Höhe von 10,000 Fuß erreichen. Die dazwischen liegende Mulde —eben unser Death Valley— bietet die nur an wenigen Punkten der Erde sich wiederholende Erscheinung einer Senkung unter dem Wasserspiegel des Meeres. In allen solchen Fällen hat man es mit ausgetrockneten Meeresbecken zu thun, und so auch hier. Auf viele Quadratmeilen hin glänzt der Boden in blendender Weiße, wie ein winterliches Schneefeld. Es ist das Salz, welches in Krystallen ausgewittert ist und weithin den Boden bedeckt. Auch Borax tritt massenweise in reinen Krystallen zu Tage. Von Regen oder selbst Thau ist in diesen Breiten niemals die Rede; es ist fast ein Wunder zu nennen, daß in diesem Gürtel absoluter Trockenheit noch eine dürftige und spärliche Vegetation überhaupt fortkommt. Und doch findet man hier das dornige Mesquit-Gestrüpp, den harzigen Grease-Busch und die Kreosot-Pflanze.

Die steilen Bergwälle auf beiden Längsseiten hindern das Eindringen frischer Luftströmungen. Wochen und Monate lang strahlt die Sonne ihre Gluthen von dem ungetrübten Blau des Himmels herab, und da keine Abkühlung während der Nacht stattfindet, häuft sich der Hitzvorrath dieses Gluthofens von Tag zu Tag in beängstigender Höhe. So erreicht das Quecksilber auf der Fahrenheit'sche Scala im Hochsommer eine Temperatur von 120 bis 135 Grad im Schatten. Die Trockenheit der Luft erreicht sogar unter ganz besonders günstigen Umständen den Stand des absoluten Nullpunkts, d. h. es ist der Atmosphäre auch nicht ein Atom Wasserdampf beigemischt. Unter normalen Verhältnissen zeigt die Luft im Death Valley während des Sommers wenigstens einen Procentsatz von fünf Procent, wozu man zum Vergleich erwägen mag, daß in unserer gemäßigten Zone der Feuchtigkeitsgehalt 70 Procent beträgt. Wir verdanken diese Angaben den soeben gedruckten und veröffentlichten Reiseerlebnissen der von unserem Ackerbauminister Rusk ausgerüsteten Expedition, deren botanisches Mitglied, Frederick Vernon Coville, sich der Redaction der gemachten Aufzeichnungen unterzogen hat.

Panamint-Indianer.

Entsetzlich und verheerend sind die glühenden Staubstürme dieser Gegend, nur den versengenden und blendenden Samum der Wüste Sahara in Afrika einigermaßen vergleichbar. Menschen und Thiere, die von ihnen ereilt werden, sind einem sicheren Untergange geweiht. Gluth und Trockenheit steigen während des Staubsturmes zu kaum glaublicher Höhe.

Nach dem Vorstehenden scheint diese Region des Todes, die sich die Phantasie eines Dante leicht als würdigen Vorhof der Hölle ausmalen könnte, als Wohnort menschlicher Wesen geradezu unmöglich zu sein. Und doch entdeckten Coville und seine Begleiter hier einen Indianerstamm, die Panamint-Indianer, welche hier schon seit undenklichen Zeiten hausen und ihrem Aussehen und ihrer Lebensweise nach keineswegs zu den erbärmlichsten und am tiefsten stehenden Familien der weitverbreiteten kupferrothen Rasse gehören. Die Pescherähs an der Südspitze des Erdtheils, die Botokuden in Brasilien, die Utes in Nordamerika stehen in jeder Beziehung unter den Panamints — ein Beweis für die bewunderungswürdige Anpassungsfähigkeit des Menschen selbst an die ungünstigsten Existenzbedingungen.

Medizinfrau bei den Panamints.

Dieser Stamm ist allerdings so bedeutend zusammengeschmolzen, daß man von einem Volksstamm der Panamints kaum noch reden kann. Coville hat nur fünfundzwanzig Exemplare zu Gesicht bekommen, obwohl damit nicht gesagt ist, daß in den Schluchten und Seitenthälern der beiden Gebirgsketten nicht noch mehr Familien sich aufhalten. Daß gerade diese Indianer sich diesen öden Gluthofen, Death Valley genannt, zum Wohnsitz erkoren haben, erklärt sich leicht. Verfolgungen und schlechte Ernten, auch Uebervölkerung und Verdrängung durch mächtige Nachbarn sind die Ursachen, welche die Besiedelung öder, rauher und kalter Landstriche veranlassen. So wurden die Polarländer und Alpengürtel einerseits, so die Fieber- und Sumpfgegenden der tropischen Zone andererseits colonisirt.

Panamint-Squaw.

Doch wie machen es diese Panamint-Indianer möglich, im Death Valley zu leben und ihren Lebensunterhalt zu erwerben? Nun, einmal üben sie dort, wo Coville sie antraf, die nützliche Kunst der Berieselung. Man nimmt an, daß diese bei ihnen sehr jungen Datums ist, und daß sie dieselbe von einem versprengten Mormonen gelernt haben.

Unsere Regierung hat sie dabei nicht durch Subventionen unterstützt. Ruhig und friedliebend, wie sie sind, haben sich die Panamint nicht, wie die skalpirenden Chippewahs oder die pferdestehlenden Komantsches, bei den Weißen in Respekt zu setzen gewußt, und man hat ihnen deshalb auch keine fette Reservation abgetreten. Trotz der Unwirthlichkeit der umgebenden Natur haben es die Panamints verstanden, durch kluges Haushalten mit der spärlichen Feuchtigkeit der tiefen Gebirgsschluchten einen Theil der Einöde in einen blühenden Garten zu verwandeln. Kartoffeln, Bohnen, Erbsen und Wassermelonen gedeihen vortrefflich.

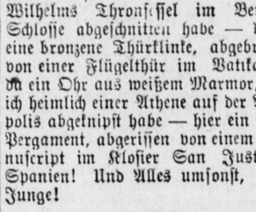
In den Bergen gibt es wildes Geflügel, namentlich Ptarmigan, in Masse. Auch das scheue Bergschaf, dessen Jagd für weiße Jäger meist zu mühsam ist, fällt dem ausdauernden und schlauen Indianer häufig zur Beute. Aus den Nüssen der Zirbelkiefer, den Körnern des Bündelgrases und den fleischigen Stengeln gewisser Cacteen verstehen die Panamints nahrhafte und gut schmeckende Kost zu bereiten.

Reisende Yankees.

Althorpe: Also glücklich wieder zurück, alter Junge, von deinen langen Reisen! Du mußt aber auch viel gesehen und viel erlebt haben!

Newlands: Und mitgebracht noch mehr, Freundchen! Der ganze Schrank hier ist voll davon! Hier hast Du ein paar Goldfransen, die ich von Kaiser Wilhelms Thronsessel im Berliner Schlosse abgeschnitten habe — da ist eine bronzene Thürklinke, abgebrochen von einer Flügelthür im Vatikan — da ein Ohr aus weißem Marmor, das ich heimlich einer Athene auf der Akropolis abgeknipst habe — hier ein Stück Pergament, abgerissen von einem Manuscript im Kloster San Juste in Spanien! Und Alles umsonst, mein Junge!

Der Ehemann als Probierstein.



Praktische Ehefrau (zu ihrer sie um Rath fragenden Freundin): Wie ich das mache, um gute Dienstmädchen zu bekommen? Nichts einfacher, liebe Freundin! Wenn sich ein neues Mädchen bei mir meldet, rufe ich allemal meinen Mann. Gefällt ihn das Mädchen, so schicke ich sie augenblicklich fort. Die ihm nicht gefällt, behalte ich!

— Der spanische General Morillo begann seine kriegerische Laufbahn als gemeiner Soldat. Bei der Erhebung gegen die Franzosen war er nichts als Sergeant bei der Marine. Bald darauf wurde er wegen seines braven Verhaltens Alferes (Fähnrich), als solcher brachte er eine Menge bewaffneter Bauern zusammen, mit denen er Vigo angriff. Nachdem er die Franzosen geschlagen und sie in die Stadt zurückgetrieben hatte, forderte er sie auf, sich zu ergeben. Der französische Kommandant weigerte sich, dies zu thun, einzig aus der Ursache, weil er gehört habe, daß bei dem Feinde kein Offizier von hinlänglich bedeutenden Range sei, mit dem er unterhandeln könne. Morillo ernannte sich daher selbst zum Oberstlieutenant und ließ den Franzosen wissen, Oberstlieutenant Morillo werde seine Kapitulation annehmen, worauf auch der Platz übergeben ward. Als die Regierung von der Eroberung und der Art, wie diese sich vollzogen hatte, erfuhr, ertheilte sie Morillo nicht nur die verdienten Lobsprüche, sondern ermächtigte ihn auch, den Rang, den er sich selbst beigelegt hatte, ferner zu behalten.

Der Fall Luna.

Liebt ein Mann seine Frau heiß und innig, und erfährt er, daß sie ihn hintergangen hat, so wirkt diese Thatsache wie der zuckende Blitz. Gelähmt, geblendet fühlt er, wie die versengende Flamme in sein Innerstes dringt und dort das stolze Gebäude seines Glückes vernichtet. Nichts bleibt als ein trauriges Häufchen Asche. Unter dieser aber glimmt ein Funke — ein ganz kleiner Funke, der letzte Rest seiner Liebe. Wäre dem nicht so, wie wäre es dann möglich, daß betrogene Männer im Stande sind, ihren Frauen zu verzeihen, ja in die Wiederaufnahme des ehelichen Lebens mit der Frau zu willigen? Freilich der Grundpfeiler der Ehe, das Vertrauen, ist dem furchtbaren Blitzstrahl zum Raube geworden. An dem kleinen Funken dort in dem armen leer gebrannten Herzen aber vermag wohl die Frau durch ein konsequentes hingabevolles Leben das Vertrauen aufs Neue anzufachen, die Fackel des ehelichen Glücks aufs Neue zu entflammen.

Die Fälle sind selten, aber sie kommen vor und brauchen nicht durch äußere Rücksichten, wie die auf die Kinder, den Skandal, bestimmt zu sein. Auch ist der Rehabilitirungsproceß der Frau ein langwieriger, schwieriger, aber er ist nicht unmöglich. Aber wehe, wenn das Opfer persönlicher Würde, welches der Mann hat bringen wollen, ein vergebliches gewesen, wenn die Frau die Verzeihung verschmäht. Riesenhaft, gigantisch schlägt dann von dem Altar der Liebe, auf dem dieses Opfer gebracht wurde, die Flamme des Hasses und der Rache für die doppelt erlittene Schmach auf. Nur wenn man sich diese Reflexionen macht, kann man sich das furchtbare Verbrechen erklären, welches der in den weitesten Kreisen bekannte Maler Luna begangen hat, über das wir bereits kurz berichtet haben, und das augenblicklich ganz Paris beschäftigt.

Herr Luna ist ein in Belloc (Philippinen) geborener Mestize, der einen sehr charakteristischen Malayen-Typus hat. Seit seiner Jugend zeigte er seinen Geschmack und eine große Begabung für die Malerei, so daß die Stadtgemeinde von Manilla ihm ein Stipendium auswarf und ihn zu seiner Ausbildung nach Madrid schickte. Hier protegirten ihn Ramon Rodriguez Correa und der frühere Staatsminister Manuel Silvela. Die Madrider Akademie sandte ihn nach vollendeter Lehre in der spanischen Hauptstadt auf die Hochschule der Kunst nach Rom. Dort oben auf dem Janiculus malte er, am Ende seiner Studienzeit angekommen, im Wettbewerb mit den Kameraden sein Spoliarium, mit welchem er den ersten Preis errang, und den die Provinzial-Deputation von Barcelona für die stattliche Summe von 120,000 Frcs. ankaufte. Herr Luna hat ferner ein anderes officielles Bild, das der Schlacht von Lepanto, für den spanischen Senat gemalt.

Was ich hier von seinen Werken in den verschiedenen Salons gesehen habe, trägt einen schwermüthigen Charakter. In seinen letzten Bildern beschäftigten ihn die vom Glück Vernachlässigten, die Armen, wenn er sich nicht an die schaurigen Darstellungen der Arena hielt. Wo er aber einmal seinem Humor die Zügel schießen ließ, da war dieser ein bitterer und beißender. Auch sein Kolorit war, wenn ich mich recht erinnere, ein trübes, dunkles, leicht in's Bläuliche gehendes.

Unwillkürlich kam Einem aus den Bildern der Gedanke, daß der Mann starke Eindrücke von der Noth des Lebens empfangen haben müsse. Das Talent des jugendlichen, erst 35jährigen Meisters ist ein hervorragendes, allgemein anerkanntes. In Paris lernte Luna vor etwa sechs Jahren die spanische Familie Pardo de Tavera kennen und heirathete die einzige Tochter. Die Heirath war eine Neigungsheirath. Das junge Mädchen hatte keine eigentliche Mitgift, obwohl die Familie Tavera, die kreolischen Ursprungs ist und ebenfalls von den Philippinen stammt, sehr wohlhabend ist. Die Mutter, welche die Tochter zärtlich liebte, hatte das junge Paar in das einzige Haus genommen, und dort fehlte es ihnen um so weniger an Allem, was das Leben schmückt, als nicht nur der junge Künstler seine Bilder gut bezahlt bekam, sondern auch die Mutter jeden Wunsch ihrer Tochter zu erfüllen bestrebt war.

Die ersten Jahre der Ehe verflossen in ungetrübtem Glück. An Scenen hat es wohl, wie in so vielen Hausständen, später nicht gefehlt, und daß sie heftiger als anderwärts, war weniger die Schuld des Ernstes der Differenzen als des in den Adern dieser Südländer heißer rollenden Blutes. Zwei Kinder wurden ihnen geboren, ein Knabe, der heute fünf Jahre ist, und der, während der schrecklichen That für das Leben der Mama flehend, die Hände zu dem rasenden Vater emporstreckte, und ein kleines Mädchen, welches vor einigen Monaten gestorben ist.

Im Monat Juli klagte der Knabe über Brustschmerzen, und Madame Luna ging mit dem Kinde auf den Rath des Arztes und unter Zustimmung ihres Mannes nach Mont-Dore, wohin sie eine englische Gouvernante Miß Baley begleitete. Herr Luna erhielt nach einiger Zeit von dort anonyme Briefe, die ihn von der Untreue seiner Frau benachrichtigten. Er telegraphirte ihr sofort nach Paris zurückzukehren, was geschah. Bald nach der Rückkehr verließ die Gouvernante das Haus und trat in eine andere Stellung.

Es scheint, daß sie das Benehmen der Mutter ihres kleinen kranken Pflegebefohlenen empört hat, die sie allabendlich im Hotel allein und oft bis tief in die Nacht hinein auf ihre Rückkehr warten ließ. Luna klagte sein Leid seinen Schwägern, die beide Mediziner sind. Es scheint, daß Beide Partei für ihn ergriffen und ihrer Schwester die eindringlichsten Vorstellungen machten. Diese leugnete jede unerlaubte Beziehung mit Herrn Dussacq, das war der Name des angeblichen Verführers. Derselbe, ein hochangesehener Kaufmann, dessen Bruder Inhaber eines der ersten Bordeaux-Häuser, während er selbst Präsident der Handelskammer der Havanna und Ritter der Ehrenlegion, verheirathet und Vater mehrerer Kinder ist, hat das stattliche Alter von 45 Jahren. Frau Luna erklärte, ihr Verkehr mit diesem Herrn sei kein anderer gewesen, als ihn jede Dame im Bade mit dort angeknüpften Bekanntschaften zu üben pflegt. Die Annäherung hatte dadurch stattgefunden, daß Herr Dussacq vortrefflich spanisch spricht.

Herr Luna hatte sich schon mit den Erklärungen seiner Frau zufrieden gegeben, ja er hatte Herrn Dussacq in seinem Hause empfangen, und es waren sogar freundschaftliche Beziehungen zwischen beiden Männern entstanden, so daß der neue Hausfreund, nachdem er Luna den hygienischen Sport des Zweirads gerühmt hatte, diesem ein elegantes Bicycle zum Geschenk machen konnte. Da erhielt der unglückliche Gatte eines Tages einen neuen anonymen Brief, worin ihm mitgetheilt wurde, daß Herr Dussacq mit seiner Frau in einem Hause der Rue du Mont-Thabor heimlich zusammentreffe. Vor etwa vierzehn Tagen folgte Luna seiner Frau und sah sie thatsächlich im gedachten Hause verschwinden, er kam aber zu spät, um ermitteln zu können, in welche Etage sie gegangen war. Der Portier zeigte sich gegen jede Recherche widerspenstig, und schon wollte Luna, ohne ein positives Ergebniß erlangt zu haben, das Haus wieder verlassen, als ihm Herr Dussacq von der Straße entgegenkam.

„Als ich in den Hausflur trat," so erzählte Herr Dussacq, „sah ich Luna bleich, mit verstörtem Gesicht und fliegendem Athem auf mich zukommen."

„Wie kommen Sie denn hierher?" fragte ich ihn, ihm die Hand reichend.

„Ich wollte Sie aufsuchen, ich glaubte Sie wohnten hier."

„Wie denn? Sie wissen doch, daß ich Avenue Kleber wohne. Ich selbst wollte einen hier wohnenden Freund besuchen."

„Nun! ich will Ihnen die Wahrheit sagen," fiel mir Luna in's Wort. „Ich bin meiner Frau nachgegangen und habe geglaubt, sie hier eintreten zu sehen, habe sie jedoch nicht mehr gefunden."

„Ich weiß natürlich nicht, ob Frau Luna hier in das Haus gegangen ist, aber ich kann Sie versichern, daß ich sie nicht gesehen habe."

„Ich reichte Luna die Hand, der sich eilig entfernte, ich selbst trat bei meinem dort wohnenden Freunde Fremy, einem Junggesellen, ein. Sechs Tage vergingen, ehe ich wieder von Herrn Luna hörte, als ich den Besuch der Doktoren Felix und Trinidad di Tavera, der Schwäger Lunas, erhielt, welche erklärten, daß sie als Zeugen desselben kämen. Luna behauptete, ich hatte galante Beziehungen zu seiner Frau unterhalten, und verlange Genugthuung mit den Waffen. Ich begriff nicht recht, was man von mir wollte, dennoch beauftragte ich zwei meiner Freunde, den eben in der Rue du Mont-Thabor wohnenden Paul Fremy und einen Herrn Closgenton, mit den Verhandlungen. Meine Zeugen erklärten nach meiner Instruction den Zeugen Lunas kurz und bündig, daß ich keinerlei unerlaubte Beziehungen zu Frau Luna unterhalten habe, und daß mein Verkehr mit ihr kein anderer gewesen sei als der, welcher sich zwischen einem Herrn und einer Dame, die sich täglich an einem Badeorte sehen, herausbildet. Auf die Fragen der Zeugen Lunas, ob ich eine bezügliche Erklärung unterzeichnen würde, willigte ich auch darein und ließ Herrn Felix und Trinidad Pardo Tavera folgendes Schriftstück überreichen:

„Herr Dussacq erklärt auf Ehrenwort, daß er mit Frau Luna weder in Correspondenz gestanden, noch irgend welche Rendezvous gehabt hat. Er wurde dieser Dame im Monat Juli in Mont-Dore vorgestellt."

Meine Zeugen, die auf meine mündliche Erklärung hin sich geweigert hatten, mich auf das Terrain zu begleiten, legten, nachdem ich dieses Document niedergeschrieben, und die gegnerische Partei keinerlei Beweise des Gegentheils beigebracht hatte, ihr Mandat in meine Hände zurück. Seit jenem Tage habe ich nichts wieder von der Familie Luna gehört bis vorgestern, wo ich das schreckliche Drama aus den Zeitungen erfuhr."

Der eine der Zeugen, Herr Fremy, der Bewohner des Hauses Mont-Thabor, war bei diesem Berichte, den Herrn Dussacq einem Mitarbeiter der Temps erstattet hat, zugegen und bestätigte die Richtigkeit der Angaben.

Wir erlauben uns dennoch, dieselbe anzuzweifeln, da Madame Luna nach den Aeußerungen ihrer Brüder ihrem Manne selber gestanden hat, daß sie mehrfach mit Herrn Dussacq in der Rue du Mont Thabor Zusammenkünfte gehabt hat. Herr Dussacq hat—und das ist begreiflich—um die Ehre der Frau Luna zu retten, gelogen.

Trotz alledem vergab der Mann seiner reuigen Frau! Die Familie Luna beschloß, Paris zu verlassen und nach Vigo zu gehen. Das Verzeihen schließt aber leider nicht ein Vergessen, nicht ein Heilen der geschlagenen Wunde ein. Bei der geringsten Berührung schmerzt dieselbe wieder auf das Heftigste, und dieser Schmerz ruft wilde Aeußerungen hervor. Vielleicht hat Frau Luna die Schwere ihres Unrechts nach Art der Südländerinnen nicht in ihrem ganzen Umfange empfunden, vielleicht ist die verwöhnte Frau und Tochter nicht demüthig genug während der Vorbereitungen zur Reise aufgetreten, vielleicht hat der Gedanke, Paris und die Mutter zu verlassen, um mit dem mit Recht mißtrauisch gewordenen Manne fern von der glänzenden Metropole, fern von ihren natürlichen Freunden und Beschützern zu leben, eine gewisse Empörung in ihr erzeugt. Genug, während der Vorbereitungen zur Abreise kam es zu den heftigsten Scenen zwischen Frau und Mann, die in Thätlichkeiten ausarteten. Am Freitag vor acht Tagen sollte die Abreise der Familie stattfinden. Am Abend vorher entstand abermals ein heftiger Konflikt, und am Morgen äußerte Frau Luna zu ihrer Mutter: „Du sollst sehen, er bringt mich noch um."

Diese, die ihre Tochter vergötterte, veranlaßte ihre Söhne, nunmehr die Vertheidigung ihrer Schwester zu übernehmen. Die Brüder telegraphirten an einen Hausfreund, einen in London domizilirten spanischen Advocaten Regidor Jurado, damit er ihnen bei der von der Familie Pardo nunmehr beabsichtigten Trennung der Gatten beistehe.

Jurado kam und ward Zeuge des Dramas. Wir folgen seinem Bericht über dasselbe, obwohl wir uns der Ansicht nicht verschließen können, daß der kluge Jurist schon heute Stimmung gegen Luna machen will, ein Beginnen, welches dem hochherzigen und geraden Charakter der Gebrüder Plado geradezu widerspricht, die noch gestern ihren juristischen Freund beschworen, Luna nicht Fremden gegenüber übermäßig zu belasten. Es gälte im Gegentheil jetzt, wo so viel Unheil über die Familie hereingebrochen, wenigstens den Kopf des unglücklichen Luna zu retten, der, ahnend, daß man die Gattin und das Kind von ihm trennen wolle, die schreckliche That offenbar in einem Anfall von Wahnsinn begangen habe.

Ueber das Drama selber erzählt Herr Regidor Jurado Folgendes: „Ich bin gestern (am 22. September) angekommen, um die Bedingungen der Trennung zu regeln, und begab mich sofort zum Doktor Trinidad, den ich nicht zu Hause traf. Ich ging darauf zur Villa Dupont, wo mich Herr Luna empfing. Wir sprachen über allerhand, aber kein Wort von der Scheidung. Felix, sagte er mir schließlich, ist oben bei dem Knaben, der an einer leichten Lungencongestion leidet. In demselben Augenblick trat der Dr. Trinidad in das Zimmer und fragte kurz: „Was ist hier eigentlich im Hause los?", worauf ihm sein Schwager antwortete: „Was soll denn los sein? Das Kind ist nicht wohl, Felix ist bei ihm." Der Doktor Trinidad stieg in das Krankenzimmer hinauf und kehrte bald darauf mit seinem Bruder zurück. Dann brachen wir auf, um über die Trennung in aller Ruhe zu verhandeln, über deren Gründe ich noch nichts wußte. Der Doktor Trinidad hatte einem der Mädchen den Auftrag ertheilt, uns, sobald Luna irgend etwas gegen seine Frau oder gegen deren Mutter unternähme, aus dem benachbarten Cafe herbeizurufen. Unsere Zusammenkunft hatte ihn offenbar erbittert, da er sich sagen mußte, daß jede Aussöhnung mit seiner Frau nunmehr unmöglich sei.

Kaum hatten wir in dem Cafe Platz genommen, als das Mädchen wie eine Wahnsinnige schon von Weitem uns zurief: „Kommen Sie, so schnell Sie Ihre Füße tragen, der Herr will Madame umbringen." Wir stürzten uns auf das Haus, von dem uns der Hilferuf der beiden Frauen entgegentönte. Die Villa, in der Herr Luna wohnte, liegt gegen die anderen etwas zurück, und ein schmaler Gang führt zu derselben. Jünger und schneller als ich, hatten die beiden Brüder den Gang zuerst betreten, als ihnen die beiden Frauen, von denen Frau Luna ihr Kind auf dem Arme hatte, zuriefen: „Geht nicht weiter, er hat einen Revolver in der Hand." In der That bemerkten wir an einem Fenster der ersten Etage Luna mit einem Revolver, der uns andonnerte: „Steht, oder ich schieße!" Da er keine Antwort erhielt, und seine Schwäger auf die Eingangsthür losstürzten, so schoß er. Die Kugel traf den Doktor Felix über der rechten Brust. Er fuhr mit der Hand nach der verletzten Stelle und brach mit den Worten: „O, ich bin verwundet!" zusammen.

In demselben Augenblick erreichte ich die Thür, die den schmalen Gang von der breiten Allee trennt, ich öffnete und wir konnten den Verwundeten in ein Nachbarhaus tragen und ihm die erste Pflege angedeihen lassen. Inzwischen hatte Luna, der in diesen wilden Zorn erst durch die Weigerung seiner Frau versetzt worden war, ihm die Thür zum Schlafzimmer zu öffnen, in das sie sich mit ihrer Mutter eingeschlossen hatte, die Thür eingeschlagen, die Frauen hatten sich darauf in das Badezimmer geflüchtet und auch dieses hinter sich verschlossen. Aber auch diese Thür widerstand nicht der durch die wahnsinnige Aufregung verdoppelten Kraft Lunas. Sie flog in Trümmer und nun schoß er auf die beiden Frauen in unmittelbarer Nähe zwei Schüsse ab, von denen der eine Frau Pardo tödtete und Frau Luna tödtlich verwundete. Ich lief, um Polizei herbeizuholen, fand auch einen Schutzmann, der aber, als er Herrn Luna mit der Waffe in der Hand sah, erklärte, er wolle erst einen Collegen hinzurufen. Endlich erschienen zwei Polizisten und bemächtigten sich Lunas, der keinen Widerstand leistete.

Vor den Polizeicommissär geführt, trat nun die Reaction auf den Wuthanfall ein. Erschöpft brach der dreifache Mörder zusammen, und ein Weinkrampf löste den entsetzlichen Zustand. Man hat auch gestern Luna noch nicht verhört, da er noch immer in vollständiger Theilnahmlosigkeit gegen die äußere Umgebung dasitzt, wobei ihm die Thränen über die Wangen fließen."

Der Zustand der Frau Luna ist, obwohl die Kugel nicht in's Gehirn gedrungen ist, bis jetzt hoffnungslos, sie soll unsagbare Schmerzen leiden und dennoch vielleicht nicht so gewaltige, wie sie ihr Mann erduldete, bis ihm der Wahnsinn den Revolver in die Hand drückte. Man hofft, den Doctor Felix Pardo zu retten.

Nicht Eifersucht war es, die den Mann zur verzweifelten That getrieben, sondern die verschmähte Verzeihung, der doppelte Schlag gegen seine Würde als Mann.

Kinder und Thiere.

Von Victor Band.

„Ich kann es gar nicht begreifen, wie es möglich ist, daß eine erwachsene Person von einem Thier, wie etwa einer Maus, einem Wurm, einer Spinne oder dergleichen, Furcht haben kann. Das liegt aber nur an der Erziehung! Würden die Menschen als Kinder schon daran gewöhnt, derartige Thiere zu sehen oder aufzufassen, so würden sie auch später keine Scheu davor haben. Zum guten Theil aus diesem Grunde gehe ich alle Jahre ein paar Wochen aufs Land, damit meine Kinder dort Gelegenheit haben, etwas von der Natur kennen zu lernen, denn hier, mitten in der Großstadt, ist so etwas doch nicht möglich!" — So hörte ich eines Tages einen Herrn sprechen, und die Ansicht, die er da äußerte, schien mir eine ganz vernünftige zu sein.

Ein Zufall wollte es, daß ich einige Zeit darauf wiederum mit dem Herrn zusammentraf — es war dies in einem idyllisch gelegenen Dorfe — und ich hatte dort Gelegenheit, zu beobachten, wie der Herr seine Theorie in die Praxis übertrug. Ich traf den Herrn, als er in Begleitung seiner Gattin und seiner beiden Kinder den schmalen Fußsteig über die saftig grüne Wiese dahinschritt, dem nicht allzu fernen Vorwerk zu. Ich folgte der Aufforderung des Herrn, mich anzuschließen, um so lieber, als die ganze Familie im besten Zuge war, Naturstudien auf ihre Art zu treiben — auf ihre Art, das heißt: Elise und Benno, die beiden Kinder, auf der Wiese umherlaufend, das Mädchen Blumen pflückend und wieder wegwerfend, der Junge mit einem Schmetterlingsnetz bewaffnet, alles fangend, was ihm gerade in den Weg kam: Schmetterlinge, Käfer, Heuschrecken u. s. w., und damit seine Botanisirtrommel, in der sich bereits einige Eidechsen befanden, füllend; der Vater hielt Umschau nach weiteren Thieren, auf die er seinen hoffnungsvollen Sprößling aufmerksam machen konnte, und Frau Ludmilla, die Mutter, hielt krampfhaft mit beiden Händen ihr Kleid geschürzt, von Zeit zu Zeit, wenn ein Käfer vorüber lief oder ein Wurm über den Weg kroch, einen Schreckensruf ausstoßend und einen kleinen Luftsprung machend—sie „hatte eben keine richtige Erziehung genossen", d. h. sie war als Kind nicht mit den Schöpfungen der Natur genügend vertraut gemacht worden

Benno hatte sich eben wieder einen goldglänzenden Laufkäfer gefangen, und brachte ihn triumphirend seinem Vater. Frau Ludmilla wandte sich fröstelnd beim Anblick des mit ängstlicher Hast seine Beine bewegenden Käfers ab, während der Vater die Gelegenheit wahrnahm, mich von dem Werth seiner Erziehungsmethode zu überzeugen. „Wieviel Beine hat der Käfer?" examinirte er den Jungen. „Sechs," antwortete Jung-Benno prompt und riß dem Thiere, um zu zeigen, daß seine Angabe richtig sei, alle sechs Beine nach einander aus.

„Sehen Sie", wandte sich dann der Vater triumphirend an mich, „so lernt der Junge spielend die Thierwelt kennen, und Furcht kennt er nicht."

Nein, Furcht kannte er nicht, davon hatte ich mich überzeugt. Er warf den auf so grausame Weise verstümmelten Käfer weg und ich machte den Leiden des gequälten Geschöpfes durch einen Fußtritt ein Ende, war allerdings darnach lange Zeit noch im Zweifel, ob der kräftige Tritt an die einzig richtige Adresse gelangt war.

Auf dem Vorwerk konnten die weiblichen Glieder der Familie, Frau Ludmilla und Schön-Elsa, bethätigen, daß auch sie ein nicht geringes Interesse an der Thierwelt nähmen. Dort watschelten nämlich kleine, kaum mehr als acht Tage alte Gänschen auf dem Hof herum. Die drolligen gelben Dingerchen mit ihren noch etwas unbeholfenen Bewegungen sahen mir allerdings allerliebst aus und rechtfertigten die verschiedenen Ausrufe des Entzückens und ließen auch den Wunsch Elsens, so ein niedliches Geschöpfchen zu besitzen, begreiflich finden. Die Mutter unterstützte Elsens Bitten, der Vater war nicht abgeneigt, dem Mädchen den Wunsch zu erfüllen, und nur der Bauer schüttelte bedenklich den Kopf. „Das Gänschen geht drauf, wenn wir's von den Alten nehmen und wenn's keine richtige Pflege hat," sagte er, allein ein blankes Markstück verscheuchte seine Bedenken und Else ward somit glückliche Besitzerin eines kleinen Gänschens.

Benno mußte die Insassen seiner Botanisirbüchse an die Luft setzen, und an ihrer Stelle ward das gelbe Geschöpfchen hinein gebettet. Daheim räumte dann Else ihren Puppenwagen für ihr lebendiges Spielzeug ein, was an Backwerk und sonstigen Süßigkeiten aufgetrieben werden konnte, ward dem kleinen Pflegling vorgesetzt, und als dann am Abend Else ihr Bettchen aufsuchte, nahm sie das Gänschen mit zu sich. Am nächsten Morgen aber gab's reichlich Thränen: Schön-Else hatte im Schlafe ihr lebendiges Spielzeug erdrückt.

Ja — „lebendiges Spielzeug", das ist wohl der richtige Ausdruck dafür, wenn Kindern Thiere in die Hände gegeben werden. Und Scenen, wie die eben geschilderten, stehen durchaus nicht vereinzelt da, sondern wiederholen sich leider gar zu oft. Und auch wenn das Beschäftigen mit Thieren anscheinend geschieht, um den Kindern wirkliches Verständniß für die Natur und ihr geheimnißvolles Walten beizubringen, auch dann läuft es, sofern es ohne eine sachgemäße Anleitung und ohne stetes Ueberwachen vor sich geht, auf nichts weiter hinaus als auf Spielen mit Geschöpfen, die für Schmerz ebenso empfänglich sind wie wir Menschen.

„Aber eine Schmetterlings- oder Käfersammlung darf sich doch mein Junge anlegen!" höre ich da Diesen und Jenen ausrufen. Aber auch hier kann und darf die Antwort nur lauten: nur dann, wenn die Sammlung vernünftig, unter Anleitung eines Erwachsenen, der von der Sache etwas versteht, am besten etwa unter Aufsicht des Lehrers vorgenommen wird. Wie viele Tausende und Abertausende von Schmetterlingen, Käfern und anderen Thieren werden alljährlich auf grausame Weise zu Tode gequält von Kindern, die angeblich ihre naturgeschichtlichen Kenntnisse durch Anlegen von Sammlungen bereichern wollen. Da kommt es zumeist nicht darauf an, von den verschiedenen Arten je ein Exemplar zu besitzen, sondern von einer Art möglich viele.

Und wenn auch eine Sammlung nach einem guten Buche oder unter sachgemäßer Anleitung angelegt wird, hat sie denn wirklich für den Knaben einen so großen Werth, daß sie das mitunter recht grausame Tödten so vieler Insekten rechtfertigt? In der Schule, beim Unterricht ist jede Sammlung am Platze, sonst aber hat sie einen zumeist nur eingebildeten Werth. Von viel größerer Bedeutung ist es für die Kenntniß der Natur, dieselbe draußen im Freien, gewissermaßen an der Quelle zu studiren. Daß dies aber nicht in einer Weise zu geschehen hat, wie es oben geschildert wurde, liegt auf der Hand. Um dem Knaben zu beweisen, daß ein Käfer sechs Beine hat, brauchen dieselben noch lange nicht einzeln ausgerissen zu werden. Jener oben erwähnte Vater gestattete ja allerdings das Ausreißen der Beine nur, um zu beweisen, daß sein Junge keine Furcht vor Thieren kenne. Allein auch in der Furchtlosigkeit ist Maß zu halten, denn allzu große Dreistigkeit kann gar zu leicht auch Schaden bringen. So gut ein Junge furchtlos eine Blindschleiche oder etwa eine Ringelnatter greift, ebenso furchtlos wird er auch jedes andere Reptil fassen, und das kann z. B. bei einer Kreuzotter recht schlimm ablaufen.

Auch der Einwand kann gemacht werden, daß sich unter den Tausenden von Insekten, die alljährlich durch sammelwüthige Kinder zu Grunde gehen, ein gut Theil schädlicher Thiere befindet. Ganz recht, aber wir haben ja im Haushalt der Natur ein großes Heer von Mitarbeitern an der Vertilgung schädlicher Insekten aufzuweisen, die der Unterstützung durch Kinder in ihrem Vernichtungskriege durchaus nicht bedürfen. Und daß sich unter den vielen Tausenden getödteter Insekten auch eine ganz erkleckliche Anzahl recht nützlicher, von Forst- und Landwirthen hochgeschätzter Exemplare befindet, fällt doch auch mit ins Gewicht. Ja, wenn die schädlichen Insekten wenigstens noch schnell getödtet würden! So aber werden sie meist langsam zu Tode gequält, und das ist eine Erscheinung, die auf das Gemüth eines Kindes eine Wirkung ausüben muß, die von den schlimmsten Folgen begleitet sein kann. Ein Knabe, der sich keine Gedanken darüber macht, ein kleines Geschöpf langsam zu Tode zu martern, quält kalten Blutes Hund und Katze, und ist ein Gemüth erst einmal soweit verhärtet und gegen jegliche weiche Regung abgestumpft, dann macht die Verrohung reißende Fortschritte und führt zum schlimmsten Ende.

— Der Londoner Polizeiinspector Shannon hat einen großartigen Gedanken gehabt, Personen, die während einer Theatervorstellung einschlafen, in Polizeistrafe zu nehmen. Als er jüngst in Begleitung eines Polizeiagenten das Alhambra-Theater besuchte, um pflichtgemäß einen Rundgang zu machen, bemerkte er auf der Galerie drei Männer, die, ohne sich um die Vorgänge auf der Bühne zu kümmern, den Schlaf der Gerechten schliefen. Für den amtseifrigen Polizeiinspector stand es sofort fest, daß solche unaufmerksame Individuen betrunken sein müssen; er erklärte sie also für verhaftet und führte sie am nächsten Morgen dem Polizeirichter vor, der sie indessen sofort entließ. Die Künstler der Alhambra müssen sich durch die hohe Meinung, die der Inspector Shannon von ihnen hegt, ungemein geschmeichelt fühlen. Aber wenn der Schlaf ein Verbrechen wird, sobald man sich ihm im Theater hingibt — was soll aus den armen Theaterdirectoren werden?! Es gibt eine Menge Leute, die nach einem guten Diner es lieben, in einem Orchesterfauteuil oder in einer Loge ihr Schläfchen zu halten. Sollen sie nun jetzt sämmtlich festgenommen und vor den Polizeimeister geführt werden? Und wenn man gar erst in einer Kirche während der Predigt einschläft, wie es so viele Engländer beim Sonntag-Nachmittags-Gottesdienst thun,—zu welchen furchtbaren Strafen wird man diese Sünder verurtheilen? Denn man fällt nicht immer in die Hände eines so milden, einsichtsvollen Polizeimeisters, wie es der von Malborough Street ist, und die Shannons gehören im Lande durchaus nicht zu den Ausnahmen.

— Einziger Ausweg. Anna hat von ihrem Bräutigam, der praktischer Arzt ist, den ersten Brief erhalten und ihn hochklopfenden Herzens geöffnet. Beim Anblick der unentzifferbaren Hieroglyphen aber steht sie rathlos. „Komm'", tröstet sie ihre kleine Schwester, „gehen wir zum Apotheker — der liest ihn Dir vor!"

— Ein Muthiger. „Also wirklich, Herr Major, Sie wollen mich heirathen?"—„O gewiß, Gnädigste, ich kann's wagen, bin ja aus allen Feldzügen heil zurückgekommen!"